

should be noted as important, and even more so those to 'dominion by grace' (pp. 39, 213, 227, 233, 303): it has been suggested that Wyclif lost interest in his theory of dominion in his later years; these passages prove that he had it in mind when he prepared his *Postilla*. But we have a splendid apparatus here. The Latin text of all significant passages referred to is printed either in footnotes or in an appendix, with manuscript variants. An appendix on the dating of the so-called *Quadraginta sermones*, which throws light on that of the *Postilla*, reads as a fine bit of detective work. The indexes and bibliography are admirable. The texts strike me as almost wholly free from mistakes and misprints. The only serious one that I noted was on p. 370: in his translation (p. 268) Dr. Benrath rightly prefers the reading 'indebite', which he rejects in the Latin.

My criticisms turn on shades of opinion; the facts will stand firm. Dr. Benrath has not realised quite how commonplace Wyclif's strictures on the clergy were. If he had, he could have shown even more effectively the difference between Wyclif and other critics: Wyclif called for a remedy in the shape of disendowment of the Church and he contested papal authority. Poverty and meekness must be imposed by force.

His modesty has prevented the author from tackling two major questions: what authority, if any, did Wyclif wish to substitute for the *magisterium* of the Church when he interpreted Scripture? What did politics count for in his development? Dr. Benrath defends him from the charge of political opportunism on the grounds that his *Forty Sermons*, dated 1376-9, are not political in content; but that does not disprove the view that he took part in a propaganda campaign on the Duke of Lancaster's behalf in 1376. A better line of defence, if defence be needed, emerges from the book as a whole: we see Wyclif developing the logic of his ideas. This to my mind is Dr. Benrath's most exciting contribution to Wyclif studies. Why should admirers of Wyclif feel shocked because he tried to implement his programme by political action, instead of just talking and writing at Oxford?

*St. Hilda's College, Oxford*

*Beryl Smalley*

Ferdinand Seibt: *Hussitica. Zur Struktur einer Revolution.* (= Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, hg. v. Herbert Grundmann und Fritz Wagner, Heft 8). Köln und Graz (Böhlau) 1965. VII, 205 S., geb. DM 28.-.

Bei der Erforschung der hussitischen Bewegung standen sich bisher zwei Hauptrichtungen gegenüber: eine vorwiegend von Angelsachsen und Deutschen vertretene, die theologische Texte philologisch interpretierte, und eine meist von Tschechen getragene, die mit historischen Schlüssen nationale und neuerdings soziale Gruppen rekonstruierte. In Deutschland ist es seit langem um die Hussitenfrage so still geworden, daß hier kaum registriert wurde, wie man sich anderswo um die Überwindung dieser Gegensätze bemüht. Erst Ferdinand Seibt, in Deutschland zur Zeit der einzige Sachkenner, hat in einer Reihe von Aufsätzen auch bei uns zulande die Diskussion neubelebt. Er fördert sie am kräftigsten durch die vorliegende Münchener Habilitationsschrift, in der die früher getrennten Methoden miteinander kombiniert werden: Philologische Textanalyse unter sozialgeschichtlichem Aspekt. Das Hauptergebnis der Arbeit, dem man ohne Vorbehalt zustimmen muß, ist eine strukturelle Differenzierung der hussitischen Bewegung: Sie war nicht, wie früher allenthalben angenommen, ein harmonischer Dreiklang aus religiösen, nationalen und sozialen Motiven, sondern ein Gegeneinander zahlreicher sozialer Gruppen mit recht verschiedenen geistigen Horizonten und Zielen. Im einzelnen untersucht Seibt eine Reihe von Briefen, Urkunden, Gutachten und Traktaten und weist sie drei städtischen Gruppen zu: den Prager Magistern mit ihrer theologischen Lehre vom gerechten Krieg; den Prager Städtlern mit ihrem nationalistischen Programm der Sprachnation; den Kleinbürgern mit ihren Vorstellungen von sozialer Umschichtung. Auch diese Zuordnung von Gedankenkomplexen zu sozialen Gruppierungen ist – mindestens im ganzen – einleuchtend begründet und ein guter Ausgangspunkt für weitere Forschungen.

Der temperamentvolle Autor, der sich seinen Weg erst bahnen mußte, ging freilich in den Details mitunter revolutionärer als nötig zuleibe. Seine zupackende und konsequente Interpretation verzichtet bisweilen um der Dynamik willen „auf eine ruhige Auslegung des grammatischen Aussagesinnes“ und greift zu kühnen Konjekturen, auch wenn es um Datierung und Verfasserschaft anonymer Schriften geht. Den Rangreihen in zeitgenössischen Urkunden preßt er pointierte sozialgeschichtliche Aussagen ab, ohne dem Schlendrian der Schreibstuben realistisch Spielraum zu lassen. Einzelne Ausdrücke werden sogar als ideologische Leitbegriffe gedeutet, weil der hussitische Sprachgebrauch „von folgerechter Sorgfalt geprägt“ gewesen sei. Damit wird den Hussiten eine erstaunliche Rationalität zugebilligt, die Seibt schwer nachweisen kann. Denn etwa *idioma* und *linguagium* müssen durchaus nicht immer jene „Sprachnation“ meinen, die nach Seibt durch die Revolution zum Staatsbegriff erhoben wurde; wie das deutsche *gezung* können sie auch auf traditionelle Weise ein Sprachgebiet bezeichnen. Ähnlich schillernd ist das von Seibt ausführlich beschriebene Wortfeld „Gemeinde“. In solcher Doppelzüngigkeit oder Zweisprachigkeit hat Rosenstock-Huessy geradezu das Charakteristikum revolutionärer Sprache sehen wollen; aber gerade wenn er recht hat, kann in so unterspültem Terrain die Begriffsgeschichte nur Spannungsfelder skizzieren, keine Fixpunkte klarer Begrifflichkeit markieren. Weil die Hussiten offensichtlich von der Bewußtheit moderner Revolutionäre noch weit entfernt waren, bekommt dem Buch auch die unbesehene Übernahme des modernen Revolutions-Vokabulars nicht gut. Man sollte heute nicht mehr tun, was Mommsen vielleicht noch durfte, und nicht schlankweg von Ideologien, Programmen, Progressisten, bürgerlichen Intellektuellen, werktätigen Massen, linksradikalen Abweichungen bei den Hussiten reden. Mit solchen Aktualisierungen verwischt der Autor eine seiner wichtigsten Einsichten: daß sich das Hussitentum nicht in die Reihe europäischer Revolutionen eingliedern läßt, bevor nicht einige Grundfragen seines Selbstverständnisses geklärt sind.

Daß der Leser zu solchen Fragen angeregt wird, gehört wohl zu den Hauptverdiensten von Seibts Buch, das keine abschließende Darstellung geben wollte. Zunächst müssen in sein Bild noch die beiden Komplexe mit eingeordnet werden, die bislang gewiß überschätzt, aber nun von Seibt allzusehr an den Rand gedrängt wurden: einerseits die religiösen Reformgedanken, insbesondere von Jan Hus selbst, die man nicht gar zu weit von den Hussiten abrücken kann; andererseits die chiliastischen Strömungen in ländlichen Schichten, die Seibt als Alternative zur bürgerlichen Sozialrevolution bezeichnet, die also mit dazugehören. Weiter muß nun neu geklärt werden, was alle diese heterogenen Gruppen eigentlich zusammenhielt. Seibt sieht – ganz konsequent – „keine andere Gemeinsamkeit als diejenige, welche ihre Gegner ihnen aufzwingen“; dann wäre freilich das Hussitentum die einzige Bewegung von welthistorischem Format, die bloß vom Pathos der Absage lebte, und die tiefe Erregung der europäischen Anhänger und Gegner wäre nicht recht begreiflich. Die eine Frage, auf die die Hussiten so vielstimmig antworteten, muß doch aus dem europäischen Schicksal der Schismazeit aufgetaucht sein. Wenn jedoch tatsächlich nur der Bruch mit der Umwelt das allen gemeinsame Leitmotiv gewesen wäre, müßte genauer untersucht werden, welche hussitischen Gruppen wirklich eine Revolution, das heißt einen bewußten und grundsätzlichen Bruch mit dem herrschenden Autoritätsgefüge, anstrebten. Seibt selbst schließt das von aristokratisch-ständischen Ideen geprägte Prager Bürgertum aus; Irmgard Höß verwies kürzlich darauf, daß auch die Prager Magister den Bruch mit der Legalität scheuten. Oder wäre das historische Phänomen Revolution für das 15. Jahrhundert, eine so labile und komplizierte Epoche, ganz neu zu definieren? Dann aber bedarf es des Vergleichs mit parallelen Erscheinungen des zeitgenössischen Europa, den Seibt absichtlich ausgeklammert hat, des Vergleichs nicht nur mit den Zuständen in deutschen Städten, sondern auch mit der franziskanischen und waldensischen Armutsbewegung, mit französischen und englischen Staatstheorien, mit städtischen und humanistischen Freiheitsparolen in Italien. Dieser Vergleich sollte nicht nach Vorläufern der Hussiten suchen, sondern sie in den europäischen Rahmen ihrer Zeit stellen und könnte danach auch diachro-

nisch die These Seibts nachprüfen, daß das Hussitentum eine wichtige Etappe in dem europäischen Abstraktionsprozeß „vom gekrönten Haupt zur Herrschaft der Ideologie“ gewesen sei.

Anstatt dies alles von dem einen Buch Seibts zu verlangen, wollen wir ihm lieber ähnliche Fortsetzungen wünschen. Das vorliegende Werk hat Beträchtliches geleistet, wenn es in Deutschland der Einsicht zum Durchbruch verhilft, daß die hussitische Bewegung zu den großen Erscheinungen der Geschichte Europas gehört – nicht so sehr, weil sie in einer Linie steht, die auf unsere Zeiten zuführt, sondern vor allem, weil sie so vielgestaltig und vielleicht dadurch in ihrer Zeit so einzigartig war.

Erlangen

Arno Borst

Dieter Girgensohn: Peter von Pulkau und die Wiedereinführung des Laienkelches. Leben und Wirken eines Wiener Theologen in der Zeit des großen Schismas (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 12). Göttingen (V & R) 1964. 265 S., kart. DM 27.-.

„Von ernsthaften Studien merkt man wenig“, rügte Aeneas Silvius, als er in seiner *Historia Friderici III. imperatoris* auf die Wiener Universität zu sprechen kam. Der spätere Papst Pius II. weiß nur von zwei „vortrefflichen Theologen“ der Donaustadt: Heinrich von Hessen (von Langenstein) und Nikolaus von Dinkelsbühl. Als dritten erwähnt er noch seinen Zeitgenossen, den „nicht unberühmten“ Thomas Haselbach (Ebendorfer). Alle drei haben in den letzten Jahren ihre monographische Würdigung erfahren (durch K. J. Heilig, A. Madre und A. Lhotsky). Die Reihe dieser Biographien Wiener Gelehrter aus dem 14. und 15. Jahrhundert ist nun durch D. Girgensohn mit seiner Arbeit über Peter von Pulkau ergänzt worden. War es mehr als modernes Alexandrinertum, diesem Mann, den Aeneas der Nennung offenbar nicht für würdig erachtete, ein verhältnismäßig umfangreiches Buch zu widmen? Auch wer der heutigen Publikationsflut skeptisch gegenüber steht, wird nach der Lektüre des Buches diese Frage bejahen müssen. Allerdings nicht weil Girgensohn den Peter von Pulkau als einen Großen des Geistes oder (richtiger) wenigstens als typischen Repräsentanten des Durchschnitts erwiesen hätte (G. verzichtet wegen mangelnder Vorarbeiten bewußt auf eine inhaltliche Untersuchung der theologischen Werke Peters, das bleibt ein wichtiges Desiderat), sondern weil er zum Verständnis eines einschlägigen Gutachtens des Wiener Professors die zum Beginn des 15. Jahrhunderts, im 16. Jahrhundert und auch heute wieder höchst aktuelle Frage des Laienkelches ebenso wichtig genommen hat wie das rein Biographische. Es ist also – etwas überspitzt ausgedrückt – der Rahmen, der hier dem Bild Wert verleiht.

Girgensohn hat sein Buch, abgesehen von zwei Anhängen, in drei Kapitel untergliedert. Das erste befaßt sich mit dem Leben Peters von Pulkau, mit Namen und Herkunft, Laufbahn und Wirksamkeit an der Universität Wien, Gesandtschaft zum Konstanzer Konzil sowie mit Lebensunterhalt und Lebensende. Schon diesem Kapitel möchte man kaum glauben, daß es einer wissenschaftlichen Erstlingsschrift, einer Dissertation, angehört, so ausgereift und vollendet verbinden sich in ihm genaueste Kenntnis der Quellen und Sekundärliteratur mit sorgfältiger, stets begründeter Abwägung des Sicherheitsgrades der jeweilig gewonnenen Ergebnisse. Unvoreingenommenheit und Verantwortungsbewußtsein auch in scheinbar unwesentlichen Detailfragen erwecken im Leser ein Gefühl des Vertrauens, das ihn bis zur letzten Seite nicht verläßt.

Hinsichtlich der lange umstrittenen Frage nach Peters Namen und Herkunft dürfte, wenn nicht neue und eindeutige Nachrichten auftauchen sollten, G.'s Hypothese kaum widerlegbar sein. Danach ist der um 1370 geborene Peter – trotz seines Beinamens Czaech o. ä. – nicht böhmischer Herkunft, sondern Niederösterreicher aus der Nähe des Zisterzienserinnenklosters St. Bernhard. Im ebenfalls niederösterreichischen Marktort Pulkau ist er wahrscheinlich zur Schule gegangen. Dank der besseren Quellenlage kann man für die Schilderung von Peters akademischem Lebenslauf von seiner Immatrikulation 1387 bis zu seinem Tod 1425 das Reich der Hypothesen verlassen. Wichtigste, wenn auch nicht glanzvollste Station im Leben